

MAL MAL!

„Jeder kann malen“ lautet die Botschaft des berühmtesten Fernsehmalers der Welt. Unsere Autorin hat einen „Bob Ross Malkurs“ besucht, um herauszufinden: Stimmt das wirklich?

Text: Anna Kistner



MAJESTIC PEAKS lautet der Titel dieses wunderschönen Bob Ross Gemäldes. Unsere Autorin hat es selbst gemalt.

Am Anfang war das Lachen, dann kam das Staunen, zum Schluss die Begeisterung. Wenn der Mann mit dem Vollbart und der unfassbaren Afro-Frisur glücklich in die Fernsehkamera lächelt und „I'm certainly glad to see you“ sagt, fühle ich mich längst persönlich angesprochen. Seit drei Jahren strahlt Bob Ross spät nachts aus dem Bildungskanal des Bayerischen Fernsehens in mein Wohnzimmer. Ich warte, wie Millionen andere Zuschauer täglich, darauf, welche „happy little“ Wolke heute den Himmel bewohnen wird, welche Tanne „maybe there“ einen Freund an ihre Seite gemalt bekommt, welches Heile-Welt-Szenario mich heute wieder ruhig einschlafen lässt.

Die Frage, ob das Kunstwerk, dessen Entstehung ich da verfolge, hübsch oder hässlich ist, Kitsch oder Kunst, stelle ich mir schon lange nicht mehr. Auf jeder „Reflection of Calm“, über jedem „Quiet Mountain Lake“ glänzt auch immer die Verheißung, man selbst könne jemand ganz anderes werden, jemand ganz anderes sein. Ein Künstler zum Beispiel. „Everybody can paint“ lautet die simple Botschaft seiner „Joy of Painting“ genannten Malsendungen. Jeder, also auch ich. Die Tochter eines Vaters, der Malerei studieren wollte, aber schon nach der ersten misslungenen Aufnahmeprüfung an der Kunsthochschule beschloss, auf Jura umzusatteln.

Mit mir haben an diesem Samstagmorgen neun Frauen und drei Männer im Alter zwischen 13 und 68 Jahren 95 Euro für einen Malkurs gezahlt, um das herauszufinden, was jedem Bob-Ross-Fan früher oder später dann doch schlaflose Nächte bereitet. Ob es wirklich stimmt, dass irgendwo auf dieser Welt ein Ort existiert, an dem es keine Fehler, sondern nur „glückliche Unfälle“ gibt. Ein Ort, im Atelier eines Münchner Mietshauses zum Beispiel, an dem jeder ein perfektes Ölbild malen kann. In sechs Stunden zwar, anstatt in dreißig Minuten, aber immerhin.

Hier, beim offiziellen „Bob Ross Malkurs“ treffen wir uns: Kettenraucherin Evi, Malermeister Andreas im karierten Hemd, Schülerin Naomi mit Adidas-Lackschuhen, die rothaarige Olga, Beate, Manuela, Christine, Andrea, Michaela, Finja, Daniel, Heiner und ich. Die Wahrheit über das populäre Künstlertum wollen wir erfahren, zumindest den „schönsten Tag der Woche“ erleben. Der dreitagebärtige Mann, der das verspricht, heißt Harald Tröstl. Er ist offizieller „Bob Ross Instructor“. Einer von insgesamt 80 in Deutschland. Das Recht, einen „Bob Ross Malkurs“ zu geben, hat er in einer dreiwöchigen Ausbildung, die europaweit nur im holländischen Roermond angeboten wird, von der „Bob Ross Corporation“ erworben. Harald will Harry genannt werden. Harry erntet stummes Nicken, als er, wie jedes Mal, fragt: „Und, wie kommt ihr zu Bob Ross? Übers Fernsehen?“

EIN BILD, NEUN KÜNSTLER

Ob Bahnbeamter, Schülerin, Bauzeichner, Rentnerin, IT-Beraterin, Mutter, Architekt oder Journalistin – jeder kann malen.



Bob Ross war schon sechs Jahre tot, als der Bayerische Rundfunk seine Mal-sendung ins Programm nahm. Zuerst ins Nachtprogramm, später lief sie dann auch am Samstagnachmittag. 1995 starb Bob Ross an Lymphdrüsen-Krebs – auf dem Höhepunkt seines Erfolgs. Er war 52 Jahre alt. So alt wie Harald „Harry“ Tröstl jetzt.

Auf ein mit Salatöl bestrichenes Butterbrotpapier, das als Palette dient, hat er für jeden von uns fünf glänzen-

KUNST IST, WAS DU SELBER MACHST

de Farbwürste aus den original „Bob Ross“-Tuben gedrückt. Vier original „Bob Ross“-Pinsel und ein original „Bob Ross“-Spachtel warten auf ihren Einsatz. Das Bild, das wir nach Harrys Anleitung gemeinsam malen werden, heißt „Majestic Peaks“. Schneebedeckte Berge, ein See, Hügel und Tannen. Jeder malt das Gleiche. „Eigenständig kreativ zu werden ist nicht Aufgabe des Kurses“, so Punkt acht in dem Regelwerk, das Harry jedem von uns vor Kursbeginn in die Hand gedrückt hat. Um die Vermittlung der Technik soll es gehen.

„Kunst ist alles, was du selber machst“, wird Harry später sagen. „Nur wenn du berühmt werden willst, musst



du dir was ausdenken, was noch niemand gemacht hat.“ Eigentlich hat Harry BWL studiert und arbeitet bei einer großen Versicherung, war aber schon Heilpraktiker, Kommissar-Rex-Darsteller, Bäckereibesitzer und Charlie-Sheen-Lichtdouble. Er schrieb Gedichte, malte bunte Bilder – dann sah er eines nachts Bob Ross im Fernsehen. Seine Blumen-Stilleben in Öl und Acryl wollte der Münchner Galeriebesitzer, bei dem er neulich vorgesprochen hat, trotzdem nicht in Kommission nehmen.

„Als Erstes“, sagt Harry, „muss das ‚Liquid White‘ in die Leinwand eingerieben werden.“ Ganz dünn wird es auf der Oberfläche verteilt. Die Grundierung ist das Geheimnis der „Nass-in-Nass“-Methode, nach der Bob Ross malte. Die dickflüssigen Ölfarben lassen sich auf dem nassen Untergrund problemlos verwischen. Die Pinselspitze brauche ich anschließend nur kurz in das Dunkelblau auf meiner Butterbrot-Palette tauchen, um kreisend den Himmel zu malen. Mit langen Pinselstrichen von beiden Leinwandrändern in Richtung Bildmitte entsteht der See.

Nach nur zehn Minuten Arbeit habe ich einen vor Entkräftung zitternden Arm – und ein pastellblaues Farbinferno produziert. Bilder wie diese hingen in der Praxis meines Hausarztes. Seine Kinder schickte er in die Waldorfschule. Würde ich an dieser Stelle aus dem Kurs aussteigen – vielleicht könnte ich mein Gemälde jetzt schon als Kunst verkaufen. Langsam schöpfe ich Selbstvertrauen.



20 000 BILDER hat Bob Ross im Laufe seines Lebens gemalt. Dreißig Minuten braucht er für ein Motiv wie dieses. Mir fällt schon nach zehn Minuten der Arm ab. Die Bergspitze erreiche ich trotzdem.

Naomi, meine Staffelei-Nachbarin, möchte nach dem Abitur Kunst studieren. Was Bob Ross für eine Kunststrichung sei, will sie wissen. Malkurstreberin Christine weiß es: „Impressionismus.“ Falsch, denke ich und jubiliere innerlich. Wenn mir mein Vater bei unseren vielen Museumsbesuchen eines hat vermitteln können, dann den Unterschied zwischen einem Motiv von Monet, Manet und wie sie alle hießen und diesem, auf meiner Leinwand funkeln Bild. „Nee“, sagt auch Harry. „Bob Ross ist Bob Ross.“

„Jetzt kommt das Anstrengendste, das Schwierigste, das Herausforderndste“, sagt Harry. „Der Berg.“ Ganz dicht drängen wir uns um die Staffelei des Meisters. Zum ersten Mal dürfen wir nun den Spachtel benutzen. Den original Bob-Ross-Spachtel, der kürzer ist und härter als die normalen Maler-Spachtel.

Ich wäre keine Journalistin – und vermutlich auch nicht die Tochter eines Juristen – hätte ich nicht herausgefunden, dass Bob Ross den Spachtel gar nicht selbst erfunden hat. Er hat ihn sich abgeguckt. So wie er sich eigentlich alles abgeguckt hat. Von einem Deutschen namens Bill Alexander, der zur Zeit des Nationalsozialismus die „Nass-in-Nass“-Methode als „Volksmalerei“ zum schnellen Malen großer Ölbilder entwickelte, später in die USA auswanderte und dort – als erster überhaupt – Malkurse im Fernsehen abhielt.

Bob Ross füllte eine Zeit lang dessen Grundierung „Magic White“ in Dosen ab – nachdem er seinen Dienst bei der Airforce beendet hatte und bevor er auf

eigene Faust mit Malkursen jahrelang erfolglos durch Amerika zog. 1983 wurde er von einem Lokalsender in Chicago entdeckt, als er dort einen Werbespot für seine Kurse produzierte. Bob Ross wurde berühmt und reich. Bill Alexander starb arm. Harry darf ihn noch nicht einmal erwähnen.

Mit dem Bob Ross Spachtel also streicht Harry die schwarze Ölwurst lang. Einen Teil der Farbe lädt er sich auf die Kante des Spachtels, ein pechschwarzes Dreieck entsteht mitten in der heilen Wolkenwelt. Die dicke Rolle Öl-Schwarz klebt minutenlang an meinem Spachtel, bis ich sie schließlich mitten ins Bild drücke. Nun soll der Schnee

DAS LEICHTE IST DAS SCHWERE

auf die Berggipfel. Ein kleines Röllchen Weiß muss ganz leicht an der Leinwand entlang gestreichelt werden. „Das Leichte ist das Schwere“, orakelt Harry. Ich sehe wie Olga mit den roten Haaren das Weiß einfach nur den Berghang hinab schmiert. Ich höre wie Christina, der alles immer sofort gelingt, „scheiße“ ruft. Meine Hand zittert wie die eines Erstklässlers, der zum ersten Mal seinen Lamy-Füller ausprobieren darf, als ich den Spachtel hebe. Als Harry vor meinem

Werk zum Stehen kommt, als er meinen ersten Schneeang beäugt, verzieht er kritisch das Gesicht. Dann nimmt er mir den Spachtel aus der Hand, kratzt skeptisch an meiner Nordwand herum und sagt dann: „Damit's nicht zu schön wird.“ Kaum zu glauben. Ein Lob!

Ich weiß, dass ich gerade nichts weiter als einen kitschigen Berg vor einem kitschigen See, umrahmt von kitschigen Hügeln gemalt habe. Egal. Ich bin eine Künstlerin. Eine, die mit wenigen Pinselstrichen Perspektiven eröffnet, Berge versetzt und das Wasser da fallen lässt, wo es ihr gerade gefällt. Ich weiß jetzt, dass man gelb nicht mit schwarz mischen darf, ich male die Hügel in Rekordtempo, denke rechtzeitig an die Reflexion im Wasser, ziehe selbstbewusst einen schwarzen Strich durchs halbe Bild und summe „Everybody needs a friend“ als ich zum zweiten Baumstamm ansetze.

Fast bin ich beleidigt, als mir Harry die dritte und letzte Tanne in Windeseile an den linken Bildrand fächert. Ich hätte das genauso gekonnt, denke ich in einer Mischung aus Übermut und Trotz. Meinen blauen Hitlerbart, den ich mir im Eifer des Gefechts mit Ölfarbe über die Oberlippe geschmiert habe, bemerke ich erst später.

Als ich das noch nasse Bild blickdicht verpackt durch die vollgestopfte Münchner Innenstadt balanciere, fragt mich ein Unbekannter, der belustigt auf den überdimensionalen Karton in meinen Händen deutet: „Ist da eine Riesenzpizza drin?“ „Nein“, sage ich ernst, „große Kunst.“ ■

FOTOS: ANNA KISTNER (9), EROL GURIAN (1), FABIAN SCHMIDT (1)